

Andrea Instone

SCHURKE & GENTLEMAN

MONSIEUR SANDBERG
DER ERSTE AUFTRITT



[Roubaix, Frankreich](#)

[Kindheit in Brügge, Belgien](#)

[Banbury, England](#)

[London, England](#)

[Paris, Frankreich](#)

[Stockholm, Schweden](#)

[Von Tours zurück nach Paris](#)

[Ein Morgen in Paris](#)

[Ein Vormittag in Paris](#)

[Ein Nachmittag in Paris](#)

[Ein Abend unter Paris](#)

[Wolf oder Spinne?](#)

[Weibliche Intuition](#)

[Ein reizendes Rendezvous](#)

[Impressum](#)

[Weitere Romane](#)

MONSIEUR SANDBERG SEIN ERSTER AUFTRITT

SCHURKE & GENTLEMAN



Möchtest du vor allen anderen in meine neuesten Projekte hineinschauen? Dich an Entscheidungen zu meinen Serien und Covern beteiligen? Vielleicht einmal etwas gewinnen?

Dann melde dich gleich für meine Buchpost an.

<https://andrea-instone.de/buchpost/>



Ich freue mich auf dich!



ROUBAIX, FRANKREICH

OSTERSONNTAG 1919

Ein Mann torkelte lallend vorbei an der *Église Saint Martin*. Gelegentlich stolperte er, fing sich jedoch jedes Mal. Stets drückte er dann die Flasche billigsten Biers an seine Brust; sie schien ihm Trost und Halt zu sein und liebevoll streichelte er sie, flüsterte Beschwichtigendes, als tröste er einen Säugling oder ein Kätzchen. Schlank war er, überschlanke womöglich, denn der schäbige Militärmantel der französischen Armee hing schlaff und viel zu groß über seine Schultern. Dazu trug er eine karierte Kappe, wie sie ein englischer Landadliger bei der Jagd tragen mochte, und graue Hosen, die um seine Beine schlotterten.

Er war, so befanden die beiden *gardiens de la paix*, ein armer Kerl, einer von denen, die der Große Krieg gebrochen und die die Regierung mit nichts als einem Fußtritt zurückgelassen hatte. Doch Mitleid hin oder her, so meinte der Ältere der Polizeimeister, es könne nicht angehen, dass der die Nachtruhe störe mit seinem Gejaule, denn wahrhaftig hatte er nun das Singen begonnen. Die *Marseillaise* gab er zum Besten und bemühte sich dabei um Haltung, wobei ihm beinahe das Bier aus den Händen rutschte.

Der Jüngere aber winkte ab. »Lass ihn doch. Wer schläft denn jetzt schon? Es feiern eh alle noch.«

Der Kollege hob die Hände, resigniert, lässig, gleichgültig und amüsiert zugleich; eine Geste, die französischer nicht sein konnte. Er seufzte. »Trotzdem -«

»Sieh nur, der wohnt bei der Robert. Das ist wohl Strafe genug, oder? Die wird ihm gleich den Mund verbieten, warte nur ab.«

»Auch wieder wahr.« Fröstelnd zog der *gardien* seinen Umhang enger; es war empfindlich kalt an diesem 20. April. Daran änderte auch der grandiose Sieg des Landmanns beim Eintagesrennen Paris-Roubaix nichts. Schon gar nicht, wenn man selbst für die Ordnung in den zerstörten Straßen zu sorgen hatte, während die anderen munter feierten. Zwei Stunden noch bis Dienstschluss. »Was denkst du? Ein Glas? Was soll schon passieren?«

»Nichts weiter als dass auch wir bessere Laune bekommen!« Der junge Polizeimeister hakte den Kollegen unter und zog ihn vorbei an der Kirche, hin zu einem Restaurant, aus dem Jubel und Gelächter drangen. »Da drüben sollten wir unbedingt nach dem Rechten sehen, etwa nicht?«

»Unbedingt. Sag, als der Pélissier als Erster durchkam, das war schon was. Der ist mal in Form, das sage ich dir, da hatte der Belgier keine Chance.«

»Hast du das mit dem Zug gehört?«

»Mit welchem Zug?«

»Ich weiß nicht mehr, wo das war, aber nicht weit von hier. Pélissier und Thys lagen gleich auf und da kommen sie an den Bahnübergang und da steht dieser Zug. Und bewegt sich nicht. Kein Stück, steht einfach im Weg. Barthélémy kommt ebenfalls heran. Na, den schönen Vorsprung wollen sie nicht noch weiter verlieren und da steigen sie ab, schultern die Räder und klettern durch den Zug und weiter geht's. Mensch, das hätte ich gerne gesehen.«

Unter fachmännischem Geplauder eilten die *gardiens de la paix* den Feiernden zu und achteten nicht länger auf das, was im Schatten der Kirche *Saint Martin* vor sich ging. Nur wenige Sekunden später verließ eben jener betrunkene Mann das schmale Haus der Wirtin Robert. Er huschte einige Schritte die Straße entlang, einmal rechts, einmal links an der Kirche vorbei, dann verschwand er erneut in seiner Unterkunft, um exakt sieben Minuten danach zurückzukehren. Aufrecht, sicher im Gang. Statt des zerlumpten und ausgemusterten Soldaten trat er dieses Mal als ein unscheinbarer Herr auf die Gasse, der von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet war. Gutsitzende Hosen, ein enger Wollpullover mit hohem Kragen, handgenähte Budapester, Glacéhandschuhe und eine Strickmütze ließen nur sein Gesicht frei, das wohl fein geschnitten, doch nicht sonderlich ausdrucksstark war. Kaum mehr als ein Schatten war er, als er dem *Grand Place* zueilte, der wenige Spuren einstiger Pracht und Schönheit zeigte. Er achtete darauf, in keine der Jubelfeiern hineingezogen zu werden, wich allem und jedem aus, bis er in der *rue de la poste* anlangte.

Es hatte der Norden Frankreichs dem sinnlosen Schlachten kaum weniger Opfer bringen müssen als Flandern - die Region, in der der Fremde aufgewachsen war. Er war nicht sentimental und hatte in so vielen Gegenden der Welt gelebt, dass ihm das Wort ›*Heimat*‹ nicht mehr als ein schwammiger Begriff war. Es schmerzte ihn jedoch der Anblick zerstörter Architektur. Es ging so vieles damit einher: der Verlust von Kultur, eine Geringschätzung der Geschichte und nicht zuletzt Barbarei und Unmenschlichkeit. Darüber hatte er heute gelegentlich nachgedacht, als er in seiner Aufmachung als Kriegsheimkehrer gründlich sich umgesehen hatte. Es hatte diese Verkleidung einen doppelten Sinn: Sie machte den Menschen, denen er begegnete, ein schlechtes Gewissen. Und sie würden sich an die Kunstfigur erinnern, hinter der er sich und sein Vorhaben verbarg. Ja, vermutlich würden

morgen oder am Tage danach einige Bürger und Bürgerinnen dem Aufruf der Polizei folgen und ihre Beobachtungen pflichtschuldigst melden. Und mit einiger Sicherheit würde man nach ihm fahnden. Nur eben nicht wirklich nach ihm, dem durchtrainierten und gepflegten Herrn von Geschmack und Bildung, den niemand gesehen hatte. Sondern nach einem Soldaten, der vom Wege abgekommen war und den man nur halbherzig verfolgen würde. Eben jenes schlechten Gewissens wegen.

Jetzt war sein Ziel ein aus roten Backsteinen erbautes Eckhaus in der *rue de la poste*, das wie viele andere Gebäude der Stadt der Herstellung von Tuch gedient hatte. Zur Zeit befand es sich im Besitz eines Herrn, über den an dieser Stelle einige Worte gesagt werden müssen, bevor die Geschichte voranschreiten darf.

Der Besitzer war ein Herr, der am Krieg mit Waffengeschäften, Schmuggel und gelegentlichem Verrat kräftig verdient hatte. Nicht nur von seinen kriminellen Unternehmungen wollte Monsieur Jérôme Alexandre LeDaudet niemanden wissen lassen, auch sein Reichtum sollte zumindest dem gemeinen Volk verborgen bleiben; es schien ihm sicherer, seine Schätze in Lumpen zu hüllen. Sozusagen. Über Frankreich und die Wallonie hinweg besaß er eine Vielzahl solcher Immobilien. Allesamt wirkten sie nach außen hin heruntergekommen, sie waren unansehnlich, zum Teil gar verfallen. Einige allerdings waren im Inneren ausnehmend bequem, mitunter sogar luxuriös. Das waren, es versteht sich von selbst, diejenigen Häuser, in denen Monsieur LeDaudet selbst zu wohnen pflegte.

Die Gebäude aber, die er für exorbitante Summen an Menschen vermietete, die nichts dringender als ein Dach über dem Kopf benötigten, boten innen oft noch weniger als die Fassade versprach. Das kümmerte ihn nicht, er hatte niemanden gezwungen, bei ihm zu wohnen, da gab es

genügende, die sich nicht an Schimmel, Ratten und bröckelnden Wänden störten. Ändern würde er jedenfalls nichts, seine Häuser blieben, wie sie waren, zumal er ja glaubte, die verlotterten Gebäude schützten seine Reichtümer vor Diebstahl. Und ihn selbst vor den Bitten lästiger Stadtväter, die um Spenden für die Witwen und Waisen flehen würden, sähen seine Häuser nach etwas aus. *Wenn* er spendete, dann in Paris und mit großem Tamtam und dort ausschließlich all jenen, die ›in Kultur machten‹. Gelegentlich fielen für einen Künstler – oder öfter für eine Künstlerin – einige Brosamen ab, aber insgesamt scherte er sich einen feuchten Kehrlicht um Menschen, die keinen Nutzen für ihn hatten. Sicher, er versprach auf den entsprechenden Veranstaltungen einen fetten Scheck, setzte seinen Namen auf sämtliche Spendenlisten, das machte einen guten Eindruck, da fragte kaum einer später nach, ob er sein Versprechen eingelöst habe, das hielten andere ja ebenso. Doch nicht einmal ein Notfall in seiner engsten Umgebung ließ ihn den Geldbeutel zücken; er hatte mit den Versagern der Gesellschaft nichts gemein.

Monsieur LeDaudet war nicht nur in dieser Hinsicht ein Dreckskerl. Selbst in den Pariser Kreisen, in denen man von seinen Geschäftspraktiken nichts ahnte, war man ihm gegenüber zurückhaltend. Nicht nur, dass er neureich war, oftmals zu laut und zu aufdringlich und dazu nichts von feinsinniger Unterhaltung verstand, nein, es gab Gerüchte über seinen Umgang mit Frauen, die der guten Gesellschaft missfielen. Dass er seiner Gattin dieses und jenes verbat, dass er sie kurz hielt und jeden Mann mit Misstrauen betrachtete, wenn der es nur wagte, die noch sehr junge und sehr hübsche Madame LeDaudet anzusehen – nun, dafür hatte man Verständnis, so hielt es mancher Gatte, wenn auch die Damen es sich immer weniger gefallen lassen wollten, wie ein Dekorationsstück behandelt zu werden. Dass Gabrielle LeDaudet aber heftig zusammenzuckte, wenn ihr Gemahl sie ansprach, dass sie

sich duckte, kam er näher, und allzu oft mit einem altmodischen Schleier über dem Antlitz erschien, dass sie ihre Haare weit über die Stirn fallen ließ oder gelegentlich gar zu viel Puder auf die Wangen legte – das erregte den Verdacht, sie werde von LeDaudet geschlagen. Es war eine ausgemachte Sache: Monsieur LeDaudet war nicht *comme il faut*.

Was ihm allerdings nur selten den Zugang zu gesellschaftlichen Zusammenkünften verwehrte und kaum jemanden davon abhielt, seine luxuriösen Feste zu besuchen. Man traf dort auf Wissenschaftler ersten Ranges, auf Kunstsammler und Museumsdirektoren, auf Intendanten der besten Theater samt ihrer Schauspielerriege, es fanden sich hübsche Chormädchen mit laxer Moral, es floss der Champagner in Strömen – kurz, es kamen alle, die seinen vollmundigen Verheißungen glaubten und sich etwas von ihm oder einem der Anwesenden erhofften. Man traf sich, wie man es zwanzig Jahre zuvor getan hatte, und konnte sich einreden, es habe die Welt sich nicht geändert. Solange zumindest, bis man den Gastgeber ansah und den aufkommenden Abscheu zu bemeistern hatte. Das gelang den meisten so gut, dass Monsieur LeDaudet keinerlei Anlass sah, an sich selbst zu zweifeln: Er hatte reüssiert, er war arrivierte, er war der Mittelpunkt, um den sich alles scharte. Für unantastbar hielt er sich, für klüger und gewiefter als überhaupt irgendwer, täglich lachte er sich ins Fäustchen und genoss sein Leben.

Doch ohne es zu bemerken, hatte er zumindest *einen* Feind sich gemacht. Einen, der wollte, was LeDaudet besaß. Einen, der wusste, an wen er sich wenden musste, um es zu bekommen. Über einen Mittelsmann hatte dieser Mensch dem schwarz gekleideten Herrn – bekannt unter dem Namen Signor Filisante – drei Adressen gesandt, die infrage kamen als Versteck für das Gewünschte.

Hier in Roubaix war Filisante richtig, dessen war er sich kurz nach seiner Ankunft schon sicher gewesen: Das rote

Eckhaus des Monsieur LeDaudet hatte ein vergittertes Souterrain und drei hohe Stockwerke. Es erstreckte sich die ehemalige Manufaktur über etwa zwanzig Meter auf der einen Seite, während sie nach der linken Seite nicht einmal fünf Meter lang war. Ein schmaler Balkon befand sich im ersten Stock über der Eingangstür, die diagonal zur Straßenecke verlief. Der Großteil der vielen Fenster war mit Holzplatten vernagelt, zwei waren wenig fachmännisch zugemauert, eines war zerbrochen. Dem Dach fehlten Ziegel, die Hauswände zeigten Einschusslöcher, Fetzen von Plakaten und Proklamationen und verblasste Spuren aufgepinselter Parolen; Moder zog sich an den vielen Ritzen und Rissen entlang.

Niemand wäre auf die Idee gekommen, es wäre mehr in diesem Gebäude zu finden als die vergessenen Webstühle und ausgeplünderten Büroräume, so er nicht wie Signor Filisante sich eingehend umgesehen hätte. Die Eingangstür war ihm am Vormittag als Erstes ins Auge gefallen, neu war sie, solide, mit gleich zwei Schlössern versehen. Auch die Gitter über den Souterrainfenstern waren allesamt sorgfältig verschraubt, da wackelte nichts. Und was aussah wie Rost und Löchrigkeit, war nichts weiter als aufgetupfte Farbe. Eine Theaterkulisse – das war die Fassade dieses Hauses. Die beiden Gebäude in Tournai, die Filisante am Tage zuvor aufgesucht hatte, mochten auf den ersten Blick ähnlich gewirkt haben, doch dort waren Patina und Dreck und Zerstörung echt gewesen. Sowieso wäre ausgerechnet Tournai als Versteck selbst für einen Menschen wie LeDaudet zu unverschämt gewesen – dazu hätte es des Mutes und eines Sinns für Ironie bedurft und nach allem, was er über diesen Mann in Erfahrung hatte bringen können, waren das keine Eigenschaften, über die er verfügte.

Das Glück war mit Filisante gewesen, denn es war ihm gleich nach dieser ersten Inaugenscheinnahme gelungen, die Bekanntschaft des Wachmanns zu machen – ein noch junger Mann, der ein Bein und ein Auge im Krieg verloren

hatte und LeDaudet dankbar war, dass er für seine bescheidenen Dienste das Zimmerchen im Souterrain und täglich eine warme Mahlzeit (dünne Hafergrütze und eine Suppe aus unsäglichen Resten) erhielt. Schnell war Luc Lenoir mit dem ehemaligen Kameraden ins Gespräch gekommen und schnell auch hatte Filisante sein Vertrauen gewonnen. Luc nämlich war sich nicht bewusst, dass er auf mehr zu achten hatte als auf die verstaubte Ausstattung einer Tuchfabrik. Einmal am Tage machte er seinen Rundgang durch das Erdgeschoss, in dem die Maschinen für Weber und Spinnerinnen standen, und durch den ersten Stock, der einstmals die Kontore und Schreibzimmer beherbergt hatte. Wie es in der dritten Etage aussah, wusste Luc nicht; die Aufgänge dorthin waren fest verschlossen.

Ob er niemals dort hinein gesehen habe, hatte Filisante ihn gefragt. Was Luc glaubhaft verneinte. »Dort wohnt ja Monsieur LeDaudet, wenn er einmal in Roubaix ist.«

Ob dieser Monsieur LeDaudet regelmäßig vorbeischaue?

»Vor einem guten Monat war er zuletzt hier; eine Woche war er geblieben. Für übermorgen hat er sich angekündigt.«

Ob es nicht ein viel zu großes Gebäude sei, um es allein zu bewachen?

Luc hob die Hände, wehrte ab. »Auf mich alleine verlässt er sich nicht. Es sind ja die Eingangstüre und die Fenster mit einer Alarmanlage verbunden. Hochmodernes Ding, das. Mich hat Monsieur LeDaudet eingestellt, weil ich was von Elektrik verstehe. Noch fällt in der Stadt der Strom immer wieder aus, da muss ich dann ran und Augen und Ohren offenhalten.«

Ob die Meldung der Alarmanlage direkt an die Polizeidienststelle gehe? Automatisch per Telefonleitung wie in den Staaten?

So freundlich schien Luc sein neuer Bekannter, der sich ihm als Josèphe vorgestellt hatte, dass er ohne Rückhalt erklärte, so weit sei es lange nicht, das würde noch dauern,

bis man die Haushalte wieder an das bescheidene Telefonnetz angeschlossen haben würde. »Nein, nein, das Ding macht nur einen Höllenlärm und dann schnappe ich mir die Schrotflinte und schreie, ich würde schießen.«

Ob es bereits einmal einen Vorfall gegeben habe?

»Wer will denn schon die alten Maschinen klauen? Die bekommt man doch nicht gehoben und bis die wieder funktionieren, da hat man ordentlich Arbeit mit denen. Und sowieso bin ich ja erst seit zwei Monaten hier, vorher gehörte die Fabrik niemandem mehr.«

Es war dem Signor Filisante Luc Lenoir durchaus sympathisch und so enthielt er sich nicht des guten Rates, der solle sein Glück in naher Zukunft anderswo versuchen; nach Arras oder Lille solle er gehen, wo man händeringend Männer suche, die in der Lage wären, die Stromversorgung mit aufzubauen.

»Aber mich wird doch niemand wollen, was kann ich schon tun? Auf einen Mast kann ich nicht mehr klettern.«

Ob er anständig schreiben könne und bereit sei, dazu zu lernen? Das bestätigte Luc und freute sich, zu hören, dass es je nach Position weniger auf körperliche Stärke als auf einen praktischen Verstand ankäme. An seiner Stelle, so meinte Josèphe, würde er die Tageszeitungen der umliegenden Städte nach Arbeitsangeboten durchsuchen, da ließe sich leicht etwas Passendes finden.

Das versprach Luc Lenoir. Binnen weniger Wochen würde er seine wenigen Habseligkeiten einpacken und in das nicht weniger zerstörte Arras übersiedeln, wo er eine Stelle bei der Stadtverwaltung angenommen hatte. Chancen hatte er sich keine ausgerechnet und doch gehörte er zu den fünf Männern, für die man sich entschied. Es sprach der Herr, bei dem er sich vorstellte, von seinen guten Referenzen, was Luc sehr verwunderte.

Es war ein kleines Wunder, so befand er, und zwar eines, das er nur zu gerne als den Beginn eines besseren Lebens verstehen wollte. Und ein solches würde er zumindest

solange führen, bis zwanzig Jahre später erneut deutsche Soldaten seine Heimat besetzten.

Nun aber, an diesem Ostersonntag kurz vor Mitternacht, schlief Luc Lenoir in dem feuchten Räumchen neben einem Kohleofen, der kaum noch glühte. Unter mehreren Wolldecken lag er eingerollt und träumte von goldenen Zeiten. Er schlief tiefer, fester als sonst, hatte ihm Kamerad Josèphe doch - trotzdem es ihm kaum besser ging - eine Flasche Rotwein überlassen, deren Inhalt von den jungen Mann innen heraus anständig wärmte.

Die Straßen lagen menschenleer, kein Ton war zu hören. Signor Filisante nickte, spazierte einmal noch am Haus entlang. Der Mond schien schwach nur, doch reichte ihm das Licht aus; er sah sehr gut in der Dunkelheit, was unbedingt von Vorteil war in seiner Profession. Er ging auf die Eingangstür zu, rührte sie jedoch nicht an; es sollten die Polizisten später nicht auf die Idee kommen, es habe Luc die Alarmanlage mit Absicht überhört.

Ein letztes Mal blickte er sich nach allen Seiten um, dann stemmte er den rechten Fuß gegen einen kaum zwei Zentimeter schmalen Vorsprung und griff mit beiden Händen nach dem schulterhohen Fensterbrett. Mit Schwung stieß er sich vom Boden ab, fasste links und rechts nach dem Mauerwerk, erreichte mit dem linken Fuß das Sims und presste sich gegen das Fenster. Kurz atmete er tief ein, gab sich einen Ruck und erreichte so mit den Fingerspitzen den Steinbogen oberhalb des Fensters. Wie er dort Halt fand, hätten die Akrobaten erklären können, bei denen er dieses Zirkuskunststück erlernt hatte. Natürlich brachte er die nötigen Voraussetzungen mit, er war stark, gewandt, biegsam und schwindelfrei. Mehr noch, er hatte Vergnügen an diesen Klettereien. Immer wieder hielt er inne, atmete bewusst und ruhig, und so arbeitete er sich die guten sechs Meter hinauf bis zu dem kleinen Balkon. Ab hier brachte er

Haken und Seil zum Einsatz, bis er endlich auf dem Dach angekommen war. Das war – abgesehen von den Giebeldreiecken – viel flacher als erhofft.

Signor Filisante fand gleich darauf einen weiteren Grund zur Freude: Geplant hatte er, sich von hier oben zu einem der Fenster abzuseilen, doch das würde nicht nötig sein, denn wahrhaftig war zur Schmalseite des Hauses hin eine Verglasung in das Dach eingelassen. Was die Sache erheblich vereinfachte. Nun lag dieser Auftrag eh weit unter seinem Niveau; es kam hier nicht auf Finesse an, nicht auf Kaltblütigkeit, gesellschaftliche Gewandtheit oder Taktik, es war nichts weiter als eine kleine Fingerübung. Dass es aber so leicht werden würde, hatte er nicht vermutet.

Er ließ sich auf die Knie nieder und erhellte den unter dem Glasdach liegenden Raum mit der Stableuchte. Er suchte nach den Drähten der Alarmanlage. Und fand keine, ganz, wie er es vermutet hatte; LeDaudet war zu überzeugt davon, es wolle oder könne niemand bis hier herauf schaffen.

Was dumm war, denn der Ausflug hier hinauf lohnte: Was Filisante im Schein der Taschenlampe sah, erfreute sein Herz sehr. Es standen sechs mittelgroße Statuen vor einer dunkelroten Wand. Ägyptisch, griechisch, römisch, deutsche Gotik, italienische Renaissance und französisches Rokoko – es waren so eindeutige Exemplare ihrer Zeit, dass er sie ohne Zweifel selbst im matten Licht zuzuordnen vermochte. Allesamt waren sie hervorragend erhalten. So gut, dass sie in einem Museum hätten stehen müssen. Was sie vermutlich einmal getan hatten. Ja, wenn er es recht bedachte, so kamen ihm die italienische Figur der Primavera und die hohe Gestalt eines mittelalterlichen Königs bekannt vor. Vielleicht fand sich die Zeit, sie genauer zu betrachten, wenn er gefunden hatte, was er besorgen sollte.

Er tastete das Oberlicht ab. Eine der quadratischen Scheiben knirschte, sie bewegte sich leicht in den Fugen. Er drückte gegen den Rahmen, ruckelte am Glas, schob es hin

und her, bis es immer mehr Spiel hatte. Dann ein kräftiger Stoß und schon sauste das Fensterstück hinab auf den Teppich. Er robbte zurück an den Dachrand, schaute hinab auf die Straße. Kein Mensch reagierte. Natürlich nicht. Nach allem, was die Bewohner Roubaix' während des Krieges erlebt und erlitten hatten, würden sie sich an ein wenig berstendem Glas nicht weiter stören, so sie es überhaupt wahrnahmen.

Behände ließ Filisante sich am Seil hinab, lauschte noch einmal. Auch im Inneren des Hauses regte sich nichts. Nun eilte er zur Zimmertür, schenkte dabei weder den Statuen noch einem mit allerlei Orden und Münzen vollgestopften Vitrinenschrank Aufmerksamkeit; hier war nicht, was er suchte. Vor ihm lag ein schmaler Flur, dessen Wände trotz der Enge von einer groß gemusterten Brokattapete in Rot und Gold bespannt waren, die besser nach Versailles gepasst hätte. Mit dem Muster konkurrierten dutzende Stiche, Radierungen und Lithografien um Aufmerksamkeit. Den Boden bedeckten mehrere Läufer asiatischer Herkunft; sogar einige ausladende Barockstühle und venezianische Leuchter hatte LeDaudet noch unterbringen können.

Filisante seufzte, schüttelte den Kopf. Es bedurfte für ihn keinerlei weiteren Beweises mehr: Der Besitzer dieser Wohnung war nicht allein ein schlechter Mensch, sondern schlimmer noch ein neureicher Banause, der nichts als das Preisschild einer Sache kannte. Wie konnte man einen Kupferstich nach einem Gemälde Watteaus neben den kräftigen Farbdruck eines Toulouse-Lautrec hängen? Doch auch mit dieser Frage beschäftigte er sich nicht weiter; nicht mehr als flüchtige Gedanken waren es, die ihn in seiner Abneigung bestätigten. Ein Auftrag bereitete ihm umso größere Freude, je widerlicher er sein Opfer fand - in dieser Hinsicht konnte er sich nun nicht beklagen.

Er öffnete die erste Tür; der Raum dahinter diente als eine Art Lager. Kartons, Kästen und Kisten jeder Größe, geöffnet, verschlossen, zusammengefaltet, gefüllt und geleert,

stapelten sich auf grobgezimmerten Regalen oder standen am Boden, dazwischen Stroh und zerknüllte Papiere, die als Verpackungsmaterial für all die erworbenen Kostbarkeiten gedient hatten. Da fanden sich ägyptische Göttinnen und Skarabäen, griechische Vasen und römische Schwerter neben impressionistischen und abstrakten Gemälden, es lagerten fremdländische Gewänder neben fränkischen Grabbeigaben, es war ein Gemisch, wie Filisante es sich von einem gierigen Sammler ohne Kenntnis erwarten durfte. Kurz nur stöberte er in dem Raum; sein Instinkt sagte ihm, es sei, was er suche, nicht hier. Wenn er LeDaudet richtig einschätzte, dann würde der diesen Gegenstand für besonders kostbar halten und ihm deshalb einen besonderen Platz einräumen. Sicher nicht in diesem Lager.

Er betrat das Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite. Hier musste er vorsichtiger agieren; das Fenster ging auf die Straße hinaus. Im Dunkel tastete er sich dorthin vor, zog die Vorhänge zu und ließ erst nun seine Taschenlampe aufleuchten. Er stand in einer Bibliothek, wenn man die Ansammlung der antiken Bücher von gewiss hohem Wert so nennen wollte. Filisante wollte das nicht. Eine Bibliothek war für ihn ein Ort des Genusses, der Kontemplation und des Wunsches nach Wissen, Zerstreung und Unterhaltung. Für LeDaudet war es – was auch sonst – ein Raum voller Gegenstände, die er anderen Menschen nicht gönnte. Menschen, die mehr Nutzen als er aus den uralten Klosterschriften, hochgeistigen Betrachtungen bedeutender Kirchenfürsten und Erstausgaben der Romane berühmter Autorinnen gezogen hätten. Es wäre Signor Filisante ein solcher Mensch.

Er bewunderte die Farbenpracht der mittelalterlichen Folianten, wusste auch die unglaubliche Konzentration der Mönche zu schätzen, die in Schreibstuben solche Kunst hervorgebracht hatten, doch sein Interesse galt der Welt der Belletristik. Es war verständlich, so fand er, dass er für Predigten nichts übrig hatte und moralinsaure Belehrung für

höchst entbehrlich hielt - obwohl, auch das sollte nun schon gesagt sein, er ein Mann von Ehre und Moral war, wenn auch nach seinen eigenen Maßstäben. Alles, was ihm von Bedeutung war, fand er in den Werken einer Jane Austen, eines Henry Fielding oder eines Choderlos de Laclos. Er versank gerne in die Welt Theodor Fontanes, schätzte die düstere Fantasie der Brontë-Schwestern oder die energisch-kritische Sanftmut, mit der George Sand sowohl Tragisches wie Komisches zu berichten wusste. Er verlor sich in den Abenteuern eines Alexandre Dumas père, litt mit den Figuren eines Thomas Hardy oder ergötzte sich an den Romanen seiner Zeitgenossin Elizabeth von Arnim.

In diesem Raum nun Bücher nur aufgrund ihres Geldwertes lieblos in billige Regale gepfercht zu sehen, tat ihm weh. Er trat näher und augenblicklich fand er eine Erstausgabe seines liebsten Romans: *Pride & Prejudice*, Jane Austens erste Veröffentlichung, anonym und unbekannt, doch bald schon erfolgreich. Er griff danach und zögerte nicht, sie einzustecken; bei ihm würde der kleine Band es besser haben und es war fraglich, ob LeDaudet das Fehlen überhaupt bemerken würde.

Weiter ging es in die nächsten Räume: Auch hier mehr Lager als Museum, vieles unausgepackt oder einmal nur kurz betrachtet, weggelegt und vergessen. Manches würde im Laufe der Zeit gespendet werden mit viel Aufsehen und Lärm, es würde sich der großzügige Gönner feiern lassen als kunstbeflissen und menschenfreundlich und was sonst man jemandem unterstellte, von dem man mehr Unterstützung sich erhoffte. Filisante überlegte, ob er gelegentlich noch einmal hierher kommen sollte, um beispielsweise das wunderbar ausgearbeitete Portrait einer jungen Engländerin des Regency zu befreien oder die Figur der Bastet, die so bittend zu ihm aufzusehen schien. Falls er wieder einmal in der Gegend zu tun hatte, könnte das ein lohnender Ausflug sein. Man würde sehen.

Jetzt öffnete er die Tür zum Schlafzimmer des Hausherrn. Und stöhnte laut auf. Es verstand dieser LeDaudet wahrhaftig, seine Geschmacklosigkeit noch zu überbieten. Filisante fühlte sich an das Schloss Neuschwanstein erinnert. Was sich dort romantisierend, doch mit Kunstverstand präsentierte, war hier nichts weiter als Kitsch, der eine abstoßende Eigenliebe zelebrierte. Wie man es geschafft hatte, ein Himmelbett dieses Ausmaßes unter die recht niedrige Decke zu quetschen, war ihm ein Rätsel, doch war die Mühe das Ergebnis nicht wert gewesen; albern nahmen sich die gedrehten Säulen und der schwere Himmel aus, wie sie den gesamten Platz beanspruchten. Und wie sich das Purpurrot mit dem viel zu kräftigen Blau biss, wie die Vergoldungen ihre Kaufsumme heraus kreischten – das ließ sich schwer ertragen, besaß man auch nur ein Minimum an Sinn für Ästhetik. Was dem Ganzen allerdings die Krone aufsetzte, das war das Bildnis des Bewohners: Jérôme Alexandre LeDaudet in seiner ganzen schwammigen Feistigkeit war im Stile Ludwig XIV. dargestellt, mit Kniebundhosen und Hermelincape und Allongeperücke. Rotgesichtig starrte er aus dem Rahmen.

Filisante atmete laut aus. Und lachte. Es schüttelte ihn vor Amusement. Es war all dies nicht nur lächerlich, es war erheiternd, wenn er es nur recht betrachtete. Diesem Mann das wegzunehmen, was ihm hier am meisten bedeutete, das war im Grunde eine so gute Tat, dass er bald die Flügel an seinem Rücken wachsen zu fühlen glaubte. Doppelt amüsan schien ihm, dass es nicht, wie er eben noch dachte, das Gemälde war, das der Albernheit die Krone aufsetzte, sondern wahrhaftig die Krone selbst, die mittels zweier geschickt angebrachter Haken über dem massigen Kopf des Dargestellten schwebte. Es setzte die Krone der Krone die Krone auf, so formulierte Filisante es und nannte sich selbst den hervorragendsten Dadaisten, den die Welt leider nie zu Gesicht bekommen würde.

Er zog einen linnenen Beutel unter seinem Pullover hervor und griff nach der Krone. Sie war es, die der Auftraggeber wünschte. Die Krone eines Herrschers, von dem nicht vieles bekannt war, doch was man wusste, war alles andere als erfreulich. Childerich I. aus dem Geschlecht der Merowinger, der vermutlich erste König der Franken, hatte seine Gegner mit Gewalt niedergeschlagen und mit derselben Gewalt pflegte er sich Frauen zu nehmen, seien sie auch die Töchter von Gegnern, Verbündeten oder Freunden. Wenn man davon ausging, dass der Charakter seiner Söhne aus Vererbung und Prägung sich gespeist hatte, dann durfte man diesen Herrscher mit Fug und Recht verabscheuen, denn seine Nachkommen erwiesen sich als grausam, gierig, gemein. Signor Filisante jedenfalls waren die Merowinger samt und sonders zuwider, wenn er ihnen auch zugestand, die europäische Geschichte maßgeblich beeinflusst und manch positive Entwicklung in Kultur und Kunst angestoßen zu haben. Doch so sehr er auch dem Schönen zugeneigt war, es trübte sein Kunstsinn sein Urteil nicht, wenn es um die Schöpfer und Mäzene der Kunst ging; diese unersättlichen, kleingeistigen und brutalen Egoisten mochten in Gold und Brokat gehüllt sein, sie mochten die Kunstfertigkeit der Römer, Gallier und Germanen zu etwas Neuem gefügt haben, sie mochten den Grundstein für den französischen Staat gelegt haben – es blieben die Merowinger Männer, die einem Menschen wie Signor Filisante widerlich waren.

Diese Krone nun – schlicht in der Gestaltung, doch aus purem Gold, besetzt mit Edelsteinen und feinsten Cloisonné-Arbeit – stammte mutmaßlich aus dem Grabe Childerichs, das man vor etwas weniger als drei Jahrhunderten im nahe gelegenen Tournai entdeckt hatte. Reich beschenkt war der Merowinger dahingegangen; Waffen jeglicher Art fand man ebenso wie Schmuck in Form von Armspangen, Siegelringen, Gürtelschließen und

stilisierten Bienen, die einen Brokatmantel verziert hatten. Auch Münzen in Gold und Silber waren Childerich beigegeben. Es war einem Monsieur Jean Jacques Chifflet zu verdanken, dass man heute noch wusste, wie es um den Schatz bestellt war; es hatte dieser Herr, vielseitig begabt und dazu Leibarzt des österreichischen Statthalters der Spanischen Niederlande, die Aufgabe übernommen, die Grabbeigaben zu sichten, sie zu zeichnen, katalogisieren und beschreiben. Das tat er mit Sorgfalt und brachte in kürzester Zeit ein Werk heraus, das vielleicht das Erste seiner Art war, so lehrreich und detailversessen war sein Inhalt. Wie akkurat Chifflet gearbeitet hatte, ließ sich nur noch an den wenigen der verbliebenen Stücke feststellen, denn es fiel der Schatz vor bald einhundert Jahren Dieben in die Hände, die den größten Teil wahrhaftig einschmolzen.

Wie dem auch war, es war nicht nur Monsieur LeDaudet auf schmutzigen Wegen an diese Krone gelangt. Denn schlug man das Werk Monsieur Chifflets auf, so war von dieser Krone auf keiner Seite die Rede. Und doch ging bald nach der Entdeckung des Merowingergrabes das Gerücht, eine solche habe auf dem Schädel des Skeletts gesessen. Es mochte das nichts als Wunschdenken gewesen sein oder der Versuch, Monsieur Chifflet in ein schlechtes Licht zu rücken, doch Signor Filisante hatte vom größten Teil der Menschheit eine so üble Meinung, dass es ihm mehr als wahrscheinlich erschien, es habe jemand die Krone an sich genommen, bevor sie in der offiziellen Liste der gefundenen Wertsachen erschien. Sein Auftraggeber hatte ihm eine beeindruckend lange Reihe an ebenso beeindruckenden Persönlichkeiten genannt, die im Besitze dieser Krone gewesen seien. Ganz oben stand der Kardinal Mazarin, der sie ein Jahr später aus seinem Exil nach Frankreich brachte. Es folgten einige Minister Frankreichs, bis sie endlich bei Napoleon angelangt war. Von dort aus verlor sich die Spur

auf eine Weile, bis LeDaudet sie einem Russen abkaufte, der behauptete, sie habe zuletzt dem berüchtigten Rasputin gehört. Was all diese Männer einte, das war unbestrittener Erfolg in politischen Angelegenheiten, die eine starke Hand verlangt hatten. Eine Hand, wie Childerich sie vermutlich geführt hatte.

Signor Filisante nahm die Krone auf, wog sie prüfend in seiner Rechten, spürte nach, ob er etwas in sich fühlte. Er war ein praktisch denkender Mann mit wenig Glauben an das Übersinnliche. Was allerdings nicht hieß, er verstünde diejenigen nicht, die sich von Mythen und Aberglauben leiten ließen, ja, er selbst vertraute in schöner Regelmäßigkeit seinen Instinkten ebenso sehr wie Auge und Ohr. Für ihn war LeDaudet der Typ Mann, der einem leblosen Gegenstand die Macht zutraute, seinen Besitzer über andere zu erheben, und es mochten ihm die berühmten Vorbesitzer kaum weniger wichtig gewesen sein als das Gold selbst. Ja, etwas in dieser Richtung musste es sein - weshalb sonst hätte er nicht eine prächtigere Krone für sein Bildnis verwendet? Es lag eine größere, prunkvollere in einer der vielen Kisten und doch hatte er den gröberen Reif gewählt, sich zu schmücken.

Für den Moment war es gleichgültig; er machte sich zu viele Gedanken. Sorgfältig hüllte Filisante die Krone in ein Tuch und zog den Beutel darüber, hängte ihn sich über den Rücken. Er löschte das Licht. Und hielt inne. Eine Treppenstufe knarzte. Noch eine. Ein Schlüsselbund klapperte, schlug auf Holz auf. Ein Mann fluchte. Das war nicht Luc Lenoir. Das konnte nur LeDaudet sein, der früher kam als erwartet. Lauter klangen seine Schritte nun, er musste wohl den obersten Stock bald erreicht haben. Ja, jetzt klirrte der Schlüssel gegen Metall, das war das Eisengitter, das diese Etage von den Fabrikräumen abtrennte.

Wäre Signor Filisante nichts weiter als ein gewöhnlicher Dieb, er hätte wohl kaum gelächelt, es wäre ihm kaum eine Gänsehaut der Vorfreude die Arme hinaufgekrochen. Wirklich, ja, er freute sich. Er liebte es, sich zu fordern, seine Reaktionen zu testen, sein Geschick und seinen Einfallsreichtum. Allerdings – hier schmunzelte er – blieb ihm im Moment nur eines zu tun. Das Banalste und Abgeschmackteste überhaupt: Er kroch unter das Bett. Es war zu riskant, den Raum zu verlassen; er wollte nicht unversehens einen Mann töten müssen und sei es auch einer wie LeDaudet. So also lag er unter der Schlafstätte irgendeines Herzogs im Staub und wartete ab.

J érôme Alexandre LeDaudet wuchtete seinen massigen Körper die Treppe hinauf. Mehrmals musste er stehen bleiben, musste Luft holen und sich den Schweiß von der Stirn tupfen, trotzdem es so kalt war. So viel Selbsterkenntnis besaß er dann doch, dass er begriff, es könne mit der Völlerei der letzten Monate so nicht weitergehen; es hatte sein Arzt ihm vorsichtig nahegelegt, er werde weder jünger noch kräftiger, sondern nur dicker und kränker. Zu viel Champagner, zu viele Torten, zu wenig Bewegung – das gar zu süße Leben machte ihm den Alltag mittlerweile sauer. Nun aß er seit Tagen schon nichts als Gemüsesuppen und trank im besten Falle einmal ein Glas verdünnten Rotwein dazu. Zwei Kilo hatte er bereits geschafft, aber da musste mehr folgen, wenn er seine Schätze, seinen Luxus und seinen Einfluss möglichst lange genießen wollte.

Als er heute Mittag allerdings vor einer der besten Pariser Konditoreien gegen den Drang hatte ankämpfen müssen, sich zumindest ein *millefeuilles* zu gönnen, da hatte er sich gefragt, worin der Genuss eigentlich bestünde, wenn er von nun an wie ein Mönch leben sollte. Dann aber hatte er gegrinst und an seine neueste Gespielin gedacht. Niedliches

Ding war die, nicht sonderlich helle und geradezu idiotisch vertrauensselig. Ein Mönch war er mit der nun wahrlich nicht und wo die herkam, da warteten noch andere Mädchen auf ihn, wenn sie es auch noch nicht ahnten. So hatte er das Gebäck Gebäck sein lassen, hatte auch die Einladung eines Bekannten zum Tee abgelehnt und war nach Roubaix aufgebrochen.

Die Wohnung hier war ihm von all seinen Verstecken die liebste. Sicher, sie konnte sich in puncto Bequemlichkeit nicht mit seinem Stadthaus in Paris messen, sie kam nicht heran an die Villa in Nizza, hatte keinen der Vorzüge seines Landsitzes in Surrey, aber dafür konnte er hier in seinen geheimsten Schätzen wühlen. Es war bedauerlich, dass er keine von diesen Errungenschaften im Kreise seiner Bewunderer herumreichen konnte; das gäbe ein Geschrei und Hallo, wenn er das Diadem der Zarin zeigte oder das Notizbuch da Vincis oder gar eines der Gemälde, die vor Kurzem noch in dem einen oder anderen Museum gehangen hatten. Da könnte leicht einer zum Neidhammel werden und die Polizei einschalten. Vor der LeDaudet nicht wirklich sich sorgte, dafür hatte er doch zu viele *gardiens* oder *commissaires* in seiner Tasche. Aber so fest saß er eben auch nicht im Sattel, als dass er vor jeglicher Verfolgung sicher war, daran arbeitete er noch. Irgendwann, das war sein ehrgeizigstes Ziel, wollte er in der Lage sein, all seinen Besitz vor jedermanns Augen zu präsentieren. Und niemand würde es dann wagen, nach Herkunft oder Besitzurkunde zu fragen. Eine Zeit lang hatte er daran gedacht, dieses Ziel über den mehr oder minder ehrenhaften Weg der Politik zu erreichen. Aber als er verstand, wie er den Leuten nach dem Mund hätte reden müssen und wie Vereinbarungen und Kompromisse unabdingbar wären, da hatte er sich auf eine andere Methode verlegt, die zwar ein ähnliches Vorgehen verlangte, dafür aber von Anfang an schon Gewinn mit sich brachte. Auch deshalb war er in Roubaix.

Endlich war er oben angekommen und schloss zunächst das eiserne Gitter zwischen Treppe und Absatz auf, verschloss es auch sorgfältig wieder, legte gar zwei Riegel vor. Dann öffnete er seine Wohnungstür, verriegelte auch diese hinter sich. Man wusste nie, wer von seiner Ankunft etwas mitbekommen haben mochte; konnte leicht sein, es hatte ihm der Wolf einen seiner Männer auf den Hals gehetzt. Vielleicht, so überlegte LeDaudet, als er seinen Paletot auszog und an die Garderobe hängte, war es an der Zeit, sich mit einigen starken Kerlen zu umgeben. Er seufzte, hängte auch Schal und Melone auf und bückte sich ächzend, um seine Galoschen abzulegen und die Schuhe zu öffnen. Es lag ihm die Sache mit den Leibwächtern nicht sonderlich, das sah einfach nicht gut aus, wenn er in Begleitung solcher Männer war. Entweder sie waren zu gut gebaut und ließen ihn dadurch noch korpulenter wirken, oder aber sie waren vom kleinen, gedrungenen Typ mit Stiernacken und Neandertalgesichtern. Da könnte er sich ebenso gut *Gangsterboss* auf die Stirn tätowieren.

Er grinste. Gangsterboss, das klang so modern, so amerikanisch, das war ja fast, als wäre er ein anderer. Gefiele ihm das überhaupt? Nein, wirklich nicht, er sah sich eigentlich mehr als Geschäftsmann mit weitreichenden Interessen und nützlichen Verbindungen. Er lachte. Ja, oder wenn er einmal weiter dachte, dann schwebte ihm doch eher etwas wie ein Padrone der *Cosa Nostra* vor. Mit so einem hatte er vor nicht allzu langer Zeit ein lukratives Geschäft abgeschlossen. Ein nahezu legales sogar. Ein interessanter Mann war das gewesen. Der schnippte einmal mit dem Finger und schon standen seine Männer parat, da gab es kein Wieso und Weshalb, da wurde ausgeführt, was er verlangte. Leider wäre das hier kaum zu erreichen, Frankreich war nicht Italien, hier musste man im Geheimen agieren und nach außen hin den guten Mann geben. LeDaudet lachte herzlicher noch, nannte sich selbst einen Träumer. Er hatte keinen Grund, sich zu beschweren, er

wollte es gar nicht anders. Er liebte es, wenn der Direktor des Louvre ihm ehrerbietig für die Leihgabe dankte, wenn der Bürgermeister von Paris ihn einen hochherzigen Bürger nannte; es sollten doch alle ihn bewundern und seine Freundschaft suchen, während er sich köstlich amüsierte ob ihrer blinden Dummheit. Ja, das war besser, als in Gesichter zu blicken, die vor Angst erstarrten, das machte ihm keinen Spaß.

Fröhlich kichernd streifte er endlich die Schuhe von den Füßen und tappte voran in das Badezimmer, ließ sich ein Wannenbad ein. Aus der Küche holte er einen *Grand Marnier* und eine Schachtel belgische Pralinen, erinnerte sich an seine Diät, stöhnte auf und tauschte beides gegen ein Glas Wasser und ein einzelnes Karamellbonbon. Er rasierte sich. Er tat dies stets vor dem Schlafengehen, da er fand, es lasse ihn der im Laufe der Nacht dunkler werdende Bartschatten verwegener aussehen; das mochten die Dämchen. Dann stieg er in die Wanne, stimmte eine Arie aus Don Giovanni an und freute sich auf sein Schlafzimmer. Wie ein Monarch von Gottesgnaden fühlte er sich in dem Prunkbett und mit Wonne zögerte er den kostbaren Moment seines *coucher*¹ länger und länger hinaus.

Während LeDaudet sich in den parfümierten Schaumbergen wälzte, schlich Filisante über den Flur zurück in den Raum, durch den er gekommen war. Er war enttäuscht; er hatte geglaubt, es hätte LeDaudets unerwartetes Erscheinen seine geistige Beweglichkeit herausgefordert, doch stattdessen übertönte dessen schiefer Bariton jedes Geräusch, das er vielleicht verursachen würde. Filisante seufzte und machte sich daran, das Haus zu verlassen. Statt über das Dach seilte er sich vom Fenster ab bis auf den schmalen Balkon und von dort auf die menschenleere Straße. Noch kälter war es geworden, hier und da bildete sich Eis und sogar einige

Schneeflocken fielen aus dem tiefgrauen Himmel. Geruhsam spazierte Filisante durch die zerstörte Stadt und half in der Nähe des *Grand Place* einem Betrunkenen, seine Haustür aufzusperren. Niemand sonst begegnete ihm, die Siegesfeiern hatten ihr Ende gefunden und ganz Roubaix lag zu Bett.

Auch Madame Robert ruhte selig. Was Filisante nicht verwunderte, hatte er doch vor Stunden schon eine Prise eines wirksamen Schlafmittels in ihren abendlichen Kräutertee gegeben. In seiner jämmerlichen Kammer angelangt zog er sich um, trug nun einen perfekt auf den Leib geschneiderten Frack samt Zylinder, Umhang und Gehstock. Dem schäbigen Koffer des abgehalfterten Soldaten entnahm er einen kleineren, in dem er seine schwarze Arbeitskleidung verstaute. Kunstvoll drapierte er einige leere Flaschen um das Bett, das er zerwühlte, er warf den Militärmantel vor dem Schrank auf den Boden, hing Hemd und Hosen nachlässig über das Waschbecken, zerbrach eine Glasampulle, tropfte deren blutigen Inhalt hierhin und dorthin und verließ gegen zwei Uhr die Pension Robert.

Nur zwei Straßen entfernt schloss er die Tür einer Werkstatt auf, stieg auf ein Fahrrad und fuhr drei Ecken weiter in Richtung Norden, wo sich das Spiel wiederholte, nur dass er dieses Mal in einen dunklen Wagen stieg und nach Süden davon brauste. Gute fünf Kilometer später bog er auf eine Schotterstraße ein und fuhr durch ein schmiedeeisernes Schlosstor. Vor ihm lag in den Überresten eines weitläufigen Parks das *Château de la Fontaine*. Teile davon immerhin, denn wie fast jedes Gebäude im Norden Frankreichs war es kaum mehr als eine Ruine. Die Familie, die seit Generationen hier lebte, stand mit einigen Kaufinteressenten in Verhandlung, wollte es jedoch nur dann verkaufen, wenn der neue Eigentümer die Aufgabe übernahm, das Schlösschen wieder herzurichten. Die

Suche gestaltete sich daher schwierig und so war man dazu übergegangen, in einem noch bewohnbaren Gebäudeteil Gäste zu bewirten, die nichts weiter wollten, als ausgelassene Parties nach dem Vorbild der englischen *upper class* zu feiern.

Filisante stellte den Wagen vor dem Haupteingang ab, setzte ein vergnügtes Lächeln auf und rannte, immer mehrere Stufen auf einmal nehmend, hinein in die Eingangshalle, deren Treppen in Stockwerke ohne Fensterglas, Mobiliar oder sogar Dach führten. Man hatte sich in den Zimmern hier unten eingerichtet und spielte Bohème. Laute Tanzmusik schallte aus dem ehemaligen Speisezimmer, Gelächter und Gesang. Dorthin stürmte Filisante, dort winkte er den versammelten Gästen zu, schnappte sich ein Glas Champagner, verbeugte sich nach allen Seiten, warf Cape und Stock von sich und eilte einer brünetten Schönheit zu, die bei seinem Anblick wohl die Lippen kräuselte und die Nase hochmütig in die Luft streckte, ihm dann aber doch in die Arme sank, als er sie zum Tanz aufforderte.

»Monsieur Sandberg, Sie sind ein Teufel, wirklich, das sind Sie. Sie wissen genau, wie öde ich es finden muss hier draußen ohne Sie. Es ist ein Wunder, dass ich geblieben bin, ja, ernsthaft, ich hatte gestern bereits überlegt, zurück nach Paris zu fahren.«

»Aber dann dachten Sie, wie schrecklich es doch wäre, wenn Sie mich verpassten und ich am Ende nicht auch nach Paris wollte, und so blieben Sie ein Weilchen länger.«

»Wie garstig Sie sind und wie eingebildet!«

»Mademoiselle Gilbert, wie können Sie das nur denken? Ich glaube das doch nicht, weil ich so unwiderstehlich bin, sondern weil Sie es mir am Freitag schon prophezeiten. Und natürlich blieben Sie nur deshalb, weil Sie wissen, wie mir das Herz bräche, träfe ich Sie nicht mehr hier an. Weil Sie eine verlässliche und ehrliche Frau sind.«

»Das ist ebenso garstig. Verlässlich und ehrlich? Das klingt langweilig und was könnten Sie mir Schlimmeres sagen?«

»Langweilig? Sie? Ah, Mademoiselle, wenn Sie wüssten, in welcher Hast ich hierher gekommen bin.«

»Sie haben sich beeilt?«

»Was immer Räder hatte, mich zu tragen, ich habe es genutzt, um nicht eine Sekunde länger als nötig zu verweilen, wo ich nicht sein wollte.«

»Ich würde Ihnen gerne glauben, Monsieur Sandberg.«

»Tun Sie es. Ich bin vieles, Mademoiselle, aber kein Lügner.«

»Jeder charmante Mann lügt, sonst wäre er nicht charmant.«

Er lächelte und zog sie etwas näher heran, sagte aber nichts.

»Wo eigentlich waren Sie, Monsieur Sandberg? Welche Geschäfte ließen sich in dieser grauenerregenden Ödnis schon tätigen?«

»Interessiert Sie das wahrhaftig, Mademoiselle? Es geht um Reparationszahlungen, Trümmerbeseitigung, Aufforstung, Gemeinwohl und internationale Zusammenarbeit. Ein ungemein spannendes Feld, in dem ich mich bewege, und als ich gestern mit Bankdirektor Auguste -«

»Oh bitte, verschonen Sie mich damit oder wollen Sie mich quälen? Ich hatte gehofft, Sie vertreiben mir die Zeit auf angenehmere Weise.«

»Ah nun, Mademoiselle Gilbert, darf ich ehrlich sein?«

»Würde es mir gefallen, wären Sie ehrlich?«

»Das hoffe ich sehr.«

»Dann bitte.« Erwartungsvoll sah sie ihm tief in die Augen.

»Ich würde Ihnen die Zeit sehr gerne vertreiben, aber was sagt Ihr Verlobter dazu?«

»Weshalb sollte Michel etwas ... Oh, ich verstehe. Sie meinen doch nicht etwa ...«

»Mein Zimmer ist recht angenehm und es ist weit entfernt von dem Ihres Verlobten.« Signor Filisante oder vielmehr Monsieur Sandberg nickte zu einem jungen Mann hinüber, der mit glasigen Augen auf einem Rokokosofa saß und eine dralle Rothaarige unterm Kinn kraulte. »Pfleget er die Nacht mit Ihnen zu verbringen, Mademoiselle Gilbert?«

»Wie schockierend, so etwas zu fragen! Er und ich, wir sind noch nicht verheiratet.«

»Ah, *das* schockiert Sie? Dass ich andeutete, Sie mit in *mein* Bett zu nehmen, scheint Ihnen jedoch -«

»Das scheint mir vollkommen angemessen. Können wir jetzt sofort gehen oder halten Sie es für nötig, diesen Tanz zu Ende zu bringen?«

»Wir wollen es nicht übertreiben. Seien Sie ein artiges Mädchen und tanzen Sie weiter. Dann dürfen Sie vorausgehen, ich folge Ihnen in wenigen Minuten nach.«

»So besorgt um meinen Ruf, Monsieur Sandberg?«

Noch ein wenig näher zog er sie an sich. Schmunzelte. »*Ihr* Ruf? Ich sorge mich um meinen eigenen. Es wird noch heißen, Sie hätten mich auf die schiefe Bahn gebracht.«

Sie kicherte und schmiegte sich fester an ihn. »Bin ich nicht hübsch genug, um als Ihre Versuchung zu gelten?«

»Sie wissen genau, wie reizvoll Sie sind. Das muss Ihnen als Kompliment ausreichen.«

»Sie sind wirklich grausam. Ich hoffe, Sie werden mich für Ihre Worte entschädigen.«

»Davon dürfen Sie ausgehen.« Die Musik endete. Sandberg verbeugte sich vor seiner Tänzerin und reichte ihr den Zimmerschlüssel, ohne dass es jemand mitbekam. »Ich bin sicher, Sie wissen längst, wo ich wohne.«

Mademoiselle Gilbert knickte, nickte, lächelte. Und eilte zu ihrem Verlobten, schlug ihm auf die Finger, die sich unter dem Rock der Rothaarigen zu verirren drohten, und erklärte ihm, sie habe eine scheußliche Migräne und sie werde ihn erschlagen, sollte er es wagen, sie zu stören. Michel grinste